Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 14 (1924)

Heft: 18

Artikel: Ueber Gespensterfurcht

Autor: Zulliger, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636634

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

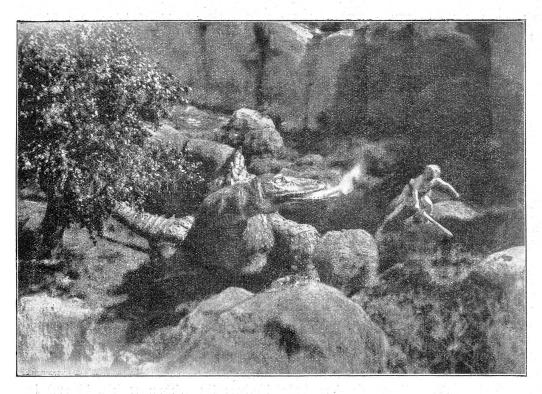
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Siegfrieds Kampf mit dem feuerspeienden Drachen, der durch eine Riesenmaschinerie bewegt wird.

"Doch, Ehrwürdigste; allein meine Schulden sind so menschlicher Natur, daß ich mich derenthalben vor keinem Menschen zu verantworten brauche. Wenn jedoch ein wissensdurstiger Beichtvater in Eurer holdseligen Gestalt darauf dränge..." (Fortsetzung folgt.)

Der Lindwurm als Geschöpf moderner Technik.

Die Drachen und Schlangen, die im allgemeinen auf den Bühnen herumkriechen, machen zumeist einen mehr komischen als furchterregenden Eindruck und reizen die Zuschauer leicht zur Heichteit. Es sei zum Beispiel daran ersinnert, daß die Frage der Schlange in Mozarts "Zaubersflöte" noch nicht gelöst zu werden vermochte, und daß der Drache im "Siegfried" nie die Meinung aufkommen läßt, daß ein Held dazu gehöre, um ihn zu bekämpfen.

Um nun in dem großen Film "Die Nibelungen" nicht gleichfalls ein Tier vorzuführen, dem man die Unzulänglichkeit sofort ansieht, hat die Dekla-Bioskop-Gesellschaft einen Drachen herstellen lassen, der durch seine Naturtreue und seine Fähigkeiten wohl einzig in der Welt dasteht. Sie wählte einen Inpus der ausgestorbenen Klasse der Dinosaurier als Modell. Es wurde ein Riesentier gebaut, in dessen Leib mehrere Dutend Maschinisten beschäftigt sind. die einzelnen Bewegungen des Drachen auszuführen und die Maschinen zu bedienen. Um ihnen diese Arbeit zu ermöglichen, ist das Innere elektrisch beleuchtet; der Strom wird einer mitgeführten, durch Drehkurbeln angetriebenen Dynamomaschine sowie zum Teil aus einer Aktumulatoren-batterie entnommen. Ferner enthält das Innere Saug-und Druckpumpen, Gebläse, Hebel usw. Der Drache kommt mit den natürlichen Bewegungen eines Kriechtieres eine enge Schlucht heruntergekrochen, atmet in regelmäßigen Zügen, was die Bewegungen der Flanken seines Brustkorbes zu erkennen gebon, trinkt an der Quelle, er blickt umber, rollt die Augen, richtet sich an Bäumen auf usw. Dann beginnt der Kampf mit Siegfried. Dabei entquellen seinem Munde Feuer und Dampf, lange Flammen schießen hervor, er

sucht Siegfried mit dem Gebiß zu zermalmen und mit den Tagen zu ergreifen, er ichlägt mit dem Schweif. Diese Szene bedurfte der sorgfältigsten Vorbereitung, denn jeder der Maschinisten im Innern des Drachens mußte jeden Augenblick genau wissen, was er zu tun hatte. Schlieglich wird der Drache Siegfrieds Schwert durchbohrt. Aus der Wunde fließt im Rhythmus des Herzschlages Blut, die Bewegungen werden matter, Schaum und Geifer quellen aus dem Munde, der Drache sucht sich nochmals zur Quelle zu schleppen, seine Augen brechen und endlich legt er jich nach hartem Todeskampf wieder. Die Berstellung dieses Drachens, eines Wunderwerks der Technik, erforderte einen großen Aufwand an technischem Wissen und Rönnen und nahm mehrere Monate in Unspruch. ("Universum")

Ueber Gespensterfurcht.

Von Sans Zulliger, Ittigen.

Man ist heutzutage geneigt, die Gespensterfurcht und den Gespensterglauben einfach als dummen und für unser aufgeklärtes Zeitalter, das jedem eine gute Schulbildung bietet, unzeitgemäßen Aberglauben zu belächeln oder zu versachten. Und doch entstehen heute nicht viel weniger Gespenstergeschichten als in früheren Zeiten, und gar nicht etwa nur auf dem Lande.

Als ich seinerzeit den Geschichten in meiner Umgebung nachging,*) fand sich für manche eine ganz natürliche Erflärung. Ein Lichtlein, das an einem bestimmten Orte nur in bestimmten Mondnächten erschien, erwies sich bei näherer Untersuchung als eine Glasscherbe, in der sich des Mondes Licht spiegeste. Ein anderes Licht, das über einen Hügel wanderte, gehörte einem Fuchse an, der einen schimmernden oder leuchtenden Schwanz besaß — es war ein sogenannter Scheinschwanz-Fuchs. In einem Hause hörte man unter dem Dache einen merkwürdigen Lärm. Die abergläubischen Bewohner glaubten an ein Gespenst. Eine genauere Untersuchung ergab, daß auf dem Firstbalken eine leere Konservenbüchse stand, in die sich eine Fledermaus verirrt hatte. Sie gab sich jeweisen bei Einbruch der Dämmerung alle Mühe, aus ihrem Gefängnis herauszukommen und war schon ganz abgemagert, als sie gefunden wurde. Häusig sind aber die Gespenster nicht auf eine so natürliche Art zu erklären, besonders aber dann, falls man nur auf die Berichte von Augenzeugen und nicht auf die eigene Beobachtung angewiesen ist.

Wenn man einer Anzahl von Berichten nachgegangen ist und vielleicht einige Gespenster auf natürliche Weise erklärt hat, so kommt man doch schließlich zu der Einsicht, daß in den Menschen allgemein ein Hang, eine Tendenz zum Abergläubischen, Mustischen besteht. Man ist trotz aller wissenschaftlichen Vildung nicht verhindert, an mazgische, zauberische, mustische Dinge zu glauben, sei es nun

^{*)} Zulliger "Unghüürig", Mundartgeschichten aus dem Bantigersgebiet. Berlag Franck, Bern.

der landläufige Bexen- oder Geisterglaube, ober übersinnliche Wouhe an Rräfte anderer Nationen, oder am Ende der Glaube die Wieder-Fleischwerdung gewisser religiöser oder ähnlicher Sekten. Der Glaube wendet sich eben an ganz andere seelische Instan= zen, als an den Intellett eines Menschen, er spielt sich auf einem anderen Gebiete umserer Seele ab. Was wir von ihm bewußt empfinden und wissen, ist nur eine vom Intellett verurteilte dumme Furcht und Erwartungsangst. Ein richtiger Glaube im Sinne des Christentums er= löst "von der Angst", also auch vom Aberglauben. Und doch hat der Aberglauben teine anders geartete Struktur, als der Glaube - er ist nur, von unserem Standpunkt aus bewertet, qualitativ anderer Art.

Auf dem Lande herrscht ganz besonders der Glaube an ein Gespenst, das die Schlafenden heimsucht, ihnen auf die Brust kriecht und sie

würgt. Es ist das "Toggeli", das etwa dem Alb entspricht. Es wird in der Regel als ein männlicher Geist betrachtet und in verschiedenen Gegenden unseres Landes von den Leuten als ein Gespenst bezeichnet, das sich nachts aus Gräbern löst und die Lebendigen heimsucht, um sie zu töten. Es scheint also der Geist eines Abgeschiedenen zu sein, ein Revenant, der böse Absichten und eine uns heimsliche Macht in sich vereinigt.

An eine solche Rückehr der Toten in mehr oder minder leiblicher Gestalt glauben alle Bölker. Und alle Bölker treffen Abwehrmaßnahmen. Unsere Bäuerinnen zeichenen ein Areuz an die Schlafstubentüre, sie steden ein "Schnizerli" (kleines, spizes Kartoffelschälmesser) in die Türschwelle und nehmen die heilige Schrift unters Hauptstissen, damit sie das Toggeli nicht besästige. Wer es eigentstich ist, d. h. der Geist, welches bestimmten Verstorbenen sie bedrohe, das können sie nicht beantworten.

Die Abesssinder wissen das schon besser. Die gefährlichsten Toten sind die eigenen Angehörigen, vor allem die Bäter für die männlichen, die Mütter für die weibslichen Anverwandten. Damit der Tote nicht etwa zurückschren könne, was besonders leicht geschähe, wenn Hyänen und Schakale den Leichnam hervorgraben könnten, wird um die letzte Ruhestätte eines Berstorbenen ein hoher Staketenzaun errichtet, der die Bestien abhält. Damit er jedoch, falls er doch zurückkäme, seine Angehörigen nicht wiedererkennen könnte, schneiden sich diese die Haare und bemalen das Gesicht mit Ocker.

Die Mendi-Trauerfamilien haben den Brauch, an den Füßen eine Zeitlang Holzpflöcke zu tragen, damit sie der wiederkehrende Verstorbene nicht wegholen könne. Bei einem anderen Stamm ziehen die Witwen einen Sack über den Kopf und gehen eine Zeitlang auf allen Vieren wie ein Tier: so wollen sie den Geist des abgeschiedenen Gatten täuschen, wenn er sie etwa mit sich ins Reich der Toten führen wollte.

Die Uganda= und Aschanti= Reger opferten bis



Siegfried badet sich im Blut des erschlagenen Lindwurms.

vor noch kurzer Zeit einem Toten Menschen, um sicher zu sein, daß er sich nicht selber ein Opfer hole.

Die Wahimas brechen ihren Toten den Hals und die Glieder, bevor sie sie begraben. Dann heiratet der älteste Sohn die Witwen.

Alehnliche Bräuche herrschen in Asien. Sie können hier nicht vollzählig mitgeteilt werden. Interessant sind besonders die Bestattungsgebräuche auf Censon. Nachdem man den Toten begraben hat, legt man eine Fischreuse aufs Grab. Dann wird abgewartet, dis sich eine Spinne in dem Nehe einnistet. Nun glaubt man, der Geist des Toten sei in die Spinne gewandert. Sie wird von den Berwandten einige Tage lang gepslegt, man reicht ihr Nahrung hin und läht sie schliehlich in der Annahme laufen, daß sich der Tote mit seinem Schickale abgefunden und seine schlimmen Absichten gegen die Lebenden mehr habe.

Die amerikanische und australische Urbevölferung (soweit sie nicht Kannibalen sind) schrecken nach dem Begräbnis den Geist des Toten durch Geheul und Flintenschüsse vor der Wiederkehr ab, sie legen ihm schwere Steine aufs Grab, sie zünden vor den Türen und Fenstern Fakteln an, sie verwischen die Spuren des Weges, den die Leichenbegängnis-Teilnehmer gingen, mit Palmwedeln, sie wechseln ihre Namen und entstellen sich durch Bemalungen und besondere Rleider, und sie verbieten dei Todesstrafe, den Namen des Toten zu nennen. Gegenstände oder Orte, die einen ähnlichen Namen hatten, wie der Berstorbene, erhalten neue Bezeichnungen, denn bei ihnen gilt — wir sagem ja das Wort auch noch: "Wenn man den Teufel nennt, so ist er nicht weit!"—

Wenn man die Berichte bei Buschan, Bastian, Frazer und anderen Forschern nachliest, so fällt einem ganz besonders die Angst der Söhne und Witwen vor dem verstorbenen Vater auf. Die Witwe der nordischen Stämme Censons z. B. heiratet den jüngeren Bruder des Verstorbenen. Aber sie tut es während der Nacht und nur dann, wenn sie ein besonderes Amulett erworben hat, das den Toten hindert, sich in ihre Wünsche einzumischen.

Wir erhalten den Eindruck, daß sich der Tote angeblich gegen die Hinwendung der Liebe, die einst ihm galt, auf andere Menschen sträube und damit bestrafe, daß er die "Treulosen" zu sich holt.

Anders gesagt: die Ueberlebenden haben ein schlechtes Gewissen, weil sie den Toten vergessen und die Liebe, die sie ihm einst schenkten, auf andere Menschen ihrer näheren Umgebung übertragen. Das schlechte Gewissen wird nun im Sinne einer Projektion in einen außerhalb des betreffenden Menschen stehenden Geist oder Dämon umgewandelt. Im Glauben an einen Dämon bringen es die Betreffenden leicht dis zu Gesichtshalluzinationen: die Geisster kommen ihnen tatsächlich vor. Sie sind jedoch nichts anderes, als das eigene schlechte Gewissen, das aber als solches gar nicht bewußt empfunden zu werden braucht.

Aus den spärlichen Berichten über Gebräuche wilder Völkerschaften oben geht der Beweis so klar hervor, daß feine langen Umwege und Ableitungen gemacht werden muffen. Aber wir meinen, was für die Wilden gelte, das müßten wir in Spuren wenigstens auch bei uns vorfinden. Wir wissen, daß im Emmental und auch anderswo in unserem Baterlande der Brauch herrscht, nichts im Sauswesen zu verändern, wenn der Bater gestorben ift. "Er fände sonst feine Ruhe und mußte wiederkehren!" erklärt man uns. Vielerorts wird der Stuhl oben am Tische frei gelassen, man stellt das Gedeck hin, wo einst der Bater saß und aß. Man öffnet das Fenster, sobald jemand verschieden ist, aber aus Gründen der Pietät: die Seele soll den Weg in den Simmel finden können. Wir trauen einem Toten bewußt feine feindseligen Absichten gegen die Lebenden zu, wie es die Wilden tun. Aber vergessen wir nicht, daß auch wir einst Wilde waren, und daß Erinnerungs fpuren aus jener Zeit in uns durch Bererbung überliefert sein tonnen. Wir wollen uns auch daran erinnern, daß sich in uns neben dem Bewußten noch reichliche weitere seelische Vorgänge abspielen, wie die neuere Psnchologie lehrt.

Aus meiner eigenen Erfahrung weiß ich nur ein einziges Beispiel zu erzählen, das ein Gespenft, ein "Toggeli", als Projektion eines schlechten Gewissens erklären läßt. Den Bericht haben mir zwei junge Mädchen erstattet. Die beiden Schwestern schliefen im gleichen Zimmer. Eines Tages hörten sie vom Toggesi erzählen. Sie fürchteten sich ein wenig und fragten sich am Abend, ob es sie wohl auch besuchen würde. Aber als sich nichts zeigte, beruhigten sie sich wieder. Nun begab es sich, daß eine Freundin von ihnen starb. Die Mädchen gingen bald darnach zusammen an ein Rendez-vous zu einem Jünglinge, der zu Lebzeiten auch Beziehungen mit der Freundin (es waren alle Schul-kameraden) gehabt hatte. Die Schwestern schlichen sich ohne Wissen der Eltern von zuhause fort. Wir durfen annehmen, daß sie ein doppelt schlechtes Gewissen hatten: einesteils der Verstorbenen und anderenteills den Eltern gegenüber. Sie dachten ganz sicher mit Gefühlen von Angst an die Berstorbene zurück, der sie gleichsam die Liebe des Burschen entzogen und für sich selber beanspruchten. Ein unterdrüdtes und darum leises Gefühl von Unrecht bedrüdte sie. Aber auch, daß fie der Mutter zuhause nichts mitgeteilt hatten, machte ihnen bange. — Und als sie, heimgekommen, zubette gegangen waren, sahen sie einen weißen Schein angeblich zum Schluffelloch hereinkommen und waren überzeugt, das sei nun das Toggeli, das sie bedrohe. Sie verkrochen sich unter die Bettdede und wagten es erst wieder, hervorzuguden, als sie beide schwitzten. Nun blickten sie nochmals hin und sahen eine weiße Gestalt über des Bruders Bette, der im gleichen Zimmer nahe bei der Ture schlief. Sie verstedten sich ein zweites Mal und riefen nach Hilfe. Aber niemand hörte sie, die Decke mochte den Schall ihrer Stimmen dämpfen. Als sie nach einiger Zeit wieder hervorgudten, war die Gestalt verschwunden. Die Mädchen waren überzeugt, das Toggeli gesehen zu haben. Am Tage darauf erhielt die weiße Gestalt zwar ihre Erklärung durch ein Stüd Faulholz, das der Bruder zu sich ins Bett genommen hatte. Merkwürdigerweise — oder eben nicht merkwürdigerweise war es den Mädchen vor dem Rendezvous-Abend nicht aufgefallen. Und obschon sie es gewesen waren, die am Morgen ihrem kleinen Bruder das Bett gemacht hatten, obschon sie das Faulholz schon kannten, sie hatten, in der Meinung, das Toggeli zu sehen, mit keinem Gedanken an das Holz gedacht. Ihr Berhalten ist gerade so, als ob sie es zuvor verabredet gehabt hätten. Es war ihr nicht bewußtes, oder doch nicht vollskändig bewußtes schlechtes Gewissen, das ihnen beiden diesen Streichspielte. Das schlechte Gewissen gegenüber der Verstorbenen und vor allem gegenüber der Mutter.

Indem sie heimlicherweise zu dem jungen Burschen gingen, schenkten sie ihrer Mutter ein Stüd Zutrauen, Zuneigung oder Liebe nicht mehr, wie sie es zuvor gewohnt waren. Sie befürchteten wohl, die Mutter könnte ihnen die Zusammenkunft verweigern. Sie entschieden also im Widerstreit der Gefühle für den Burschen und gegen den möglichen Besehl der Mutter. Sie übertraten ein unausgesprochenes mütterliches Gebot, das mußte ihr Gewissen bewuruhigen.

Wenn wir die Gespensterfurcht und den Dämonenslauben bekämpfen wollen, so erreichen wir mit den sogenannten "natürsichen" Erklärungen der Gespenster nichts. Einem Menschen, bei dem es uns gesingt, ein Gespenst als eine Glasscherbe, eine Fledermaus in einer Konservenbüchse usw. nachzuweisen, ist über seine Gespensterfurcht nicht weggeholfen: er wird bald etwas entdeckt haben, das wir ihm nicht "natürsich" erklären können, und er wird uns alsdann entgegnen: "Es gibt Dinge zwischen Hinnnel und Erde, von dem sich unser Verstand untecht: es gibt solche Dinge. Viele davon sind jedoch in uns selber, aber gleichsam neben dem Verstande. Wir müssen die psychologische Wurzel zur Gespensterfurcht aufdeden, wenn wir einen "Gläubigen" bekehren wollen — und das ist meist nicht leicht! Es genügt nämlich dabei nicht, dem Verressenden zu versichern: "Du hast aus irgend einem Grunde ein schlechtes Gewissen und deshalb siehst du Gespenster!"

Diese Einsichten lassen es uns auch als wahrscheinlich erscheinen, daß die Gespensterfurcht solange bestehen wird, als es Menschen gibt. Denn diesenigen seelischen Mächte oder Kräfte, welche verhindern, daß der Gespenstergläubige den Ausbau seiner Angst erkennt, widerstreben auch einer Aufklärung von außen her.

Wenn wir einen Einblid tun in die Sagen und Gespenstergeschichten, die sich das Volk im Laufe der Zeiten gedichtet hat, so staunen wir. Denn nicht nur sind es gleichssam Rumstwerke im Rleinen, sie vertreten meist auch eine wunderdar plastische und edle Moral und einen Gerechtigkeitssinn, der so fein ist wie derjenige unserer Rinder. Das Gute wird belohnt, das Schlechte erhält seine Strafe und geht unter, oder muß gesühnt werden. Die Einsicht, die derjenige in die Gedankenwelt des Volkes erhält, der über den Gespensterglauben hinausgewachsen ist, macht ihm das Anhören der Geschichten wert und lieb.

Vor dem Spiegel.

Schon wieder ein Faltenwurf um die Stirn... Und Stoppeln wie Binsenkraut!
Du weißt schon, mein Herz, wie alles geht, Wenn der Nebel durch's Dickicht braut.
Doch schlägst du noch jung und der Blick ist klar – Nein Spieglein, du magst dich bemüh'n, Noch beugst du mich nicht, entsagungsvoll In meiner Asche zu rühren, Denn Funken sind es, die mich durchglüh'n — Auch muß ich mich wieder rasieren!

H. Thurow.